

Slavenka Drakulic

Frida

Roman

Übersetzt von Katharina Wolf-Grißhaber

ISBN-10: 3-552-05408-1

ISBN-13: 978-3-552-05408-0

Leseprobe

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.zsolnay.at/978-3-552-05408-0>
sowie im Buchhandel

Plötzlich kehrte in ihr Gedächtnis der Beginn eines anderen Tages vor zwanzig Jahren zurück. Und eines anderen Unfalls, eines Verrats, durch zwei Menschen, die ihr am nächsten standen. Ihr schien, als sei es erst gestern geschehen:

Zuerst war das Licht aufgetaucht. Langsam war es unter die Lider gekrochen, warm und rot wie Blut. Als hätte sie sich von innen gesehen, wie sich unter der Haut das dicke Blut in den Äderchen verdünnte und von der Berührung der Sonne hellrosa wurde. Sie hatte noch keine Lust, die Augen zu öffnen. Die Lider waren für sie manchmal der einzige Schutz vor der Wirklichkeit. Die zwei dünnen Hautdeckel, die es ihr ermöglichten, sich immer tiefer in sich zurückzuziehen, bis sie dahin gelangte, wo sie weder die Menschen noch die Dinge verletzen konnten. Ihr war warm, und sie fühlte sich sicher an diesem Morgen, als sie so dalag, eingelullt in eine Art Abwesenheit.

Sie wußte, was sie sehen würde, wenn sie die Augen öffnete. Auf der linken Seite des Bettes befand sich ein Nachtkästchen mit einem Fläschchen Demerol auf einem Metallteller, zusammen mit einer Spritze, Watte und Alkohol. Und ein Glas Wasser, das ihr Mayet hingestellt hatte, bevor sie ihr am Abend vorher die Zudecke zurechtgemacht, das Fenster geschlossen und das Licht in ihrem Zimmer gelöscht hatte. Innen am Glas hatten sich winzige Luftbläschen angesetzt, wie durchsichtige Miniaturperlen. Da waren auch eine Vase mit einem Blumensträußchen vom Markt, eine Schachtel Zigaretten und Streichhölzer. Auf dem Tisch stand noch eine Schale mit frischen Granatäpfeln aus dem Garten, und über ihr an der Wand hingen Fotos in einem dunklen Holzrahmen, die das Weiß der Wand hervorhoben. Auf der linken Seite würde sie ein großes Fenster ohne Vorhang sehen. Und wenn sie sich aufrichtete und aus dem Fenster schaute, sähe sie das Grün der Bäume. Sie hatte sich noch nicht ganz an das Schlafzimmer und das Atelier im zweiten Stock ihres neuen Hauses gewöhnt, das ihr der Maestro, gleich neben dem seinen, gebaut hatte.

Ihr Zimmer im neuen Haus war geräumig und hell, ganz anders als das alte finstere Zimmer voll schwerer Möbel im Erdgeschoß ihres Elternhauses, in dem sie aufgewachsen war. Mit noch immer

geschlossenen Augen streckte sie die Hand aus und griff nach der schmerzstillenden Spritze – wie jeden Morgen. Zuerst die Spritze, dann eine Zigarette, die sie noch im Bett rauchte, während sie auf die Wirkung der Medizin wartete. Erst danach erfolgten die weiteren Vorbereitungen auf den neuen Tag: aufstehen, waschen, anziehen, essen. Ihre Finger hatten die Spritze bereits ergriffen, als sie innehielt. An diesem Morgen schien ihr, sie könnte ohne Demerol aufstehen. Sie fühlte keinen Schmerz in ihrem Fuß, obwohl sie wußte, daß er wahrscheinlich wehtun würde, sobald sie aufstünde. Sie war bereit, es zu riskieren, weil sie an diesem Tag ohne das gewohnte Korsett, das ihr den Atem nahm und den üblichen dumpfen Schmerz im ganzen Brustkorb hervorrief, aufgewacht war.

Tags zuvor war Doktor Velasco y Polo gekommen, der einzige, bei dem sie darauf vertrauen konnte, daß er nicht irgendeine neue, noch schmerzhaftere, Korsett genannte Vorrichtung zum Quälen erfinden würde. Er hatte ihr nach einem Monat endlich den Gips abgenommen. Sie hatte tief eingeatmet, mit vollen Lungen. Eine Zeitlang hatte sie so dagelegen und das außergewöhnliche Freiheitsgefühl genossen. So mußten sich die mittelalterlichen Ritter gefühlt haben, wenn sie den Eisenharnisch auszogen, der sie in den Schlachten vor dem sicheren Tod schützte, obwohl er sie gleichzeitig einengte und in ihrer Bewegung beeinträchtigte. Des Korsetts entledigt, fühlte sie sich schließlich leicht wie ein Schmetterling, der gerade den Körper der Raupe zurückgelassen hat. Jedes Mal, wenn sich diese Prozedur wiederholte, erlebte sie das wie die völlige Abwesenheit des Körpers. Plötzlich spürte sie eine unwahrscheinliche Erleichterung. Dieses Gefühl der Körperlosigkeit dauerte ganz kurz, vielleicht so lange wie ein Blinzeln. Aber die Erfahrung war so stark, daß sie damals dachte, es würde sich lohnen, diesen unseligen Panzer, diesen schweren Körper zu tragen.

Wie herrlich muß es sein, zu fliegen und nicht zu kriechen wie ich, begeisterte sie sich an diesem lang zurückliegenden Morgen zum wer weiß wievielten Mal. Der Doktor hatte die bei der letzten Operation entstandenen Narben an der Wirbelsäule untersucht und zufrieden etwas vor sich hingemurmelt. Sie hatte sich schon vorgestellt, wie sie sich in die Badewanne legen und stundenlang so eingetaucht bleiben

würde, um so das Gefühl der Leichtigkeit zu verlängern. Denn solange er in das Wasser getaucht wäre, wäre ihr Körper fast schwerelos. Wie sehnte sie sich danach, nur die Wärme und die weiche Berührung des Wassers zu spüren und überhaupt nicht den Körper. So müssen sich gesunde Leute die ganze Zeit fühlen, bis ihnen etwas wehtut, dachte sie. Es faszinierte sie der Gedanke, daß sie ihren Körper meist nicht spüren. Wenn sie ihn zu spüren beginnen, wenn sie sich seiner bewußt werden, ist das meist ein schlechtes Zeichen. Das Gefühl des Unbehagens oder des Schmerzes lenkt ihre Aufmerksamkeit darauf, daß er existiert. Und das Gefühl des Genusses, sie darf den Genuß nicht vergessen. Denn wäre sie gesund, würde sie den Körper nicht wie einen Käfig empfinden, aus dem es keinen Ausgang gibt. Sie würde einfach aufstehen und gehen und dabei an etwas ganz anderes denken, weil der Mechanismus ihres Körpers perfekt funktionieren und sie in ihrer Bewegung nicht behindern würde. Wie das tagtäglich die Leute um sie herum taten, Kity, der Maestro, die Kinder. Aber sie tröstete sich damit, daß die Abwesenheit des Körperbewußtseins ein Luxus der Gesunden sei. Wenn du ein Leben lang krank bist, fühlst du dich wie eine Gefangene, die eine lebenslängliche Strafe in der Einzelzelle verbüßt. Dennoch erinnerte sie sich, daß sie an diesem Morgen vor zwanzig Jahren zufrieden gewesen war, weil sie ohne Gipsanzug aufgewacht war und eine Zeitlang frei atmen konnte. Sie hatte sich eine Zigarette angezündet, nun schon mit offenen Augen. Zog den Rauch tief ein, wobei sie fühlte, wie sich ihre Lungen weiteten und das Nikotin ins Blut ging. Das war ein weiteres morgendliches Ritual, ein sensuelles Vergnügen, eine Art Genuß. Sie liebte den Duft des Tabaks und die Berührung des feinen Papiers, während sie zwischen den Fingern die Zigarette drehte und ihr die Tabakkrümel in den Schoß fielen. Als die Sonne in das Zimmer drängte, kam ihr jeder Gegenstand auf einmal völlig neu vor. Die Farben um sie herum schrien, als wären sie lebendig. Schon zwei Tage lang hatte sie sich nicht übergeben, vielleicht war das ein Zeichen, daß doch noch Hoffnung für das Kindchen bestand, das sie trug. Es war ihr dritter Versuch. Das letzte Mal hatte ihr der Arzt gesagt, das wird Sie umbringen. Bleiben Sie nur schwanger, wenn Sie Selbstmord machen wollen. Frida wollte

noch immer ein Kind, vor allem wollte sie sich beweisen, daß sie auch das konnte, aber sie hatte gleichzeitig Angst vor ihrem Körper, der sich bis jetzt jedes Mal gegen eine solche Last aufgelehnt hatte. Sie würde dem Hausmädchen sagen, daß sie beschlossen hatte, nicht im Bett zu frühstücken. Sie war frei und würde das feiern, indem sie sich wie ein normaler Mensch an den Tisch setzen und beim Frühstück in der Zeitung blättern würde. Das heißt, wenn sie an dieser Absicht nicht wieder der kranke Fuß hinderte. Der Schmerz war erwacht, war aber noch ganz erträglich, noch nicht dämonisch. Sie wußte, er würde sich nach der Injektion beruhigen, aber zu gehen würde sie nicht imstande sein, höchstens bis zum Atelier des Maestros im anderen Haus. Ich muß mich auf die Amputation der Zehen vorbereiten, dachte sie. Nachdem eine Zehe von selbst abgefallen war, konnte sie die Operation nicht mehr aufschieben. Die Gangrän konnte sie nicht allein durch ihre Willenskraft aufhalten, das hatte sie begriffen, als sie im Verband ein schwarz gewordenes Stückchen stinkenden Fleisches gefunden hatte. An diesem Morgen hatte sie aber nicht an die Gangrän denken wollen.